



Abend -

Zeitung.

297.

Donnerstag, am 11. December 1828.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.
Verantw. Redacteur C. S. Ed. Winkler (Ed. Hell.)

Der gläserne Hochselige.

(Bechluss.)

„Die himmlischen Heerschaaren haben zwar auch kein Vermögen, — fuhr der Onkel fort — aber doch freie Wohnung und Aetherkost über den Sternen. Der Engel wohnt unter'm Dache und hat oft nicht viel mehr als der Sperling darauf.“

Ist und bleibt aber doch ein Engel! — fuhr ich hitzig heraus — Onkel — Onkel — wenn —

„Wir nicht die Eierschale des Cadettenhauses noch auf dem Rücken hätten, dächten wir wohl gar schon an eine glückliche Verbindung. Dummes Zeug! So lange der Offizier nicht wenigstens eine Compagnie hat, gibt's für ihn gar keinen Trauring! — Na, binnen einer Stunde ruft die Ordre — und Krieg ist vor der Thür, so wird uns das Heirathen schon vergehen.“

Damit erhob sich der Onkel vom Dejeuner, ich aber mich in's Dachgeschoss, wo mich Elise mit schüchterner Freundlichkeit, die Mutter — den gebührenden Dank für nächtliche Hülfe in gläserner Noth abgerechnet — so vornehm empfing, als habe ich mit dem Besuche — so früh und so unbekannt als ungebeten — ein ungeheures Wagstück begangen.

Nun war ich zwar auch ein adeliger Nackfrosch — aber doch — großer Unterschied — ein männlicher und ein militärischer — daraus konnte noch

viel werden. Ich warf mich also auch ein wenig in die Brust.

Indes, ein Wort gab das andere. Ich sprach wie ein Buch. Den blühenden Styl dazu liehen mir Elisens glühende Wangen — die Interpunktion, von stetem Herzklopfen geboten, des Engels bezaubernde Augen.

Tempi passati — lächelte die Generalin dem Erzähler zu, der hier wieder eine große Pause machen wollte, aber sogleich gehörig fortfahren mußte.

Ich sprach also wie ein Buch, bei jeder Seite immer deutlicher bemerkend, daß das Titelblatt — so mein ganzes Seyn und Thun — den Damen nicht eben missfalle, am wenigsten Elisen.

Binnen einer halben Stunde war ich vom Fähnrich zum Freund avancirt, und als endlich die Pflicht zum Abmarsch rief — denn Punkt neun Uhr mußte ich fort — da rückte ich Ueberseliger noch mit einem Plänchen an, das, wenn auch nicht eben viel Kopf, doch ein zwanzigjähriges Herz verrieth.

Elise — die ich in der Geisterstunde dieser Nacht erst hatte kennen lernen — Elise, die ich vielleicht — denn Krieg drohte mich fortzureißen — in Jahren nicht, ja wohl nie wieder sehen konnte — Elise sollte mir ihre Hand versprechen — ich wollte durch Kampf und Sieg sie zu verdienen suchen. Als Fähnrich und Lieutenant, dem ich entgegentrete, könne und möge ich

zwar nicht an den goldenen Ring denken. Im Kriege aber gehe es schnell mit dem Avancement. Bekäme ich eine Compagnie und das Land Frieden, so dürfte ich doch wohl —

Hier schlug die Bemutterte die Augen — die Bemutternde aber mich nieder, mit der spöttisch-lächelnden Bemerkung: „Nun, hat's Zeit bis dahin, können wir ja wohl die Sache noch überlegen!“

Zugleich sah sie nach der Uhr und bemerkte nachträglich, daß es auf Neun ausgehoben habe.

Je ernsthafter ich aber versicherte, daß Alles gehörig überlegt sey, desto mehr behandelte die kluge Tante mein Anbringen als Scherz und brachte mich durch fast bittere Aeußerungen über schnelle Schritte, die selten gerietzen — über Aussichten, die keinen Endpunkt hätten — über Soldatentreue, die in andern Städtchen an andern Mädchen scheitere und dergleichen so in Hize, daß ich endlich — denn auch Fähnrichs Geduld hat ihre Grenzen — mit der Trompete des Stolzes mir selbst zum Abmarsch blies.

Elisen rollten Thränenperlen über Rosenwangen als ich ihr, scheidend, die Hand küßte. Die gnädige Tante aber blieb scherzhafter Laune, wünschte mir eine glückliche Campagne und sagte, als ich nochmals um Elise's Zusicherung bat: sie habe ein Glaschränken, darin wolle sie das Mädchen verschließen, und käm' ich als Hauptmann einst wieder, sollt' ich den Schatz unversehrt erhalten. Wenigstens — setzte sie bedeutend hinzu — werde sie nie damit verfahren, wie ich mit meines Onkels Becher.

Damit holte sie die zwei Hälften des zergläherten Hochseligen und händigte die eine Elisen, die andere mir ein, mit den halb spöttischen, halb begütigenden Worten:

„Bei Gott und Liebe ist kein Ding unmöglich. Elise hat einige Aussicht auf Erbschaft, so dunkel aber und fern als die Thirge auf Compagnie und glückliche Heimkehr. Elise steht im sechszehnten — Sie, Herr von ***, im ein und zwanzigsten Jahre. Wessen Hoffnungen binnen zehn Jahren — dann ist's noch Zeit genug zum Heirathen — zuerst in Erfüllung gehen, der sendet — nicht bringet — denn Persönlichkeit besticht oder entfremdet — der sendet also, meint er's noch wie heute, dem Andern seine Hälfte des gläsernen Hochseligen. Ist Lieb' und Leben noch frisch beim Empfänger, so läßt er den Halsbruch des Hochseligen

durch einen goldenen Ring heilen und sendet den also ganzgemachten Becher dem Einsender, welchem es nun frei steht, zwei goldene Ringe und das Aufgebot zu bestellen. — Das öftere Einsprechen eines Militärs in meinen vier Pfählen paßt weder für meine Ansichten, noch Verhältnisse. Jährlich einmal Brautschau — zweimal Briefwechsel — damit gut. Was darüber ist, ist vom Uebel für Sie und Elisen und mich. Zufrieden??“

Fragend blickt' ich Elisen — Elise mich an. — Die Antwort lag schon in den Fragezeichen unserer Augen. Wie von einem Geiste des Dankes, der Liebe und Hoffnung getrieben, küßten wir der so Guten als Weisen die Hände.

Jetzt schlug's Neun — ich mußte fort und wollte scheidend Elisen umarmen.

Damit aber war's nichts. „Pränumeration wird verboten und auch ohne diese das Werk zu seiner Zeit geliefert!“ bemerkte ziemlich ernst die Tante und erinnerte mich an die Ordre. Ich schied — selig in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und segnete, die Treppe hinabsteigend, tausendmal den gläsernen Hochseligen, der mich, seit Mitternacht, zum Höchstseligen erhob.

Jenen aber — nun das Hauptstück meiner wenigen Habe — verwahrt' ich auf der Reise wie einen Heiligen, ließ ihn im ersten Standquartier in Sammet und vergoldetes Leder kleiden und behandelte seitdem das inhaltreiche Futteral auf allen meinen Heerzügen wie ein Hausaltärchen, wo ich täglich, oft stündlich, der heiligen Elise eine Herzensandacht hielt.

Zur jährlichen Brautschau kam's übrigens gar nicht. Der Krieg brach aus, und Frankreichs Adler, für den ich focht, ward für mich zum Raubvogel, der mir von einem Jahre zum andern Elisen nahm — Elise aber auch der Adler, der mich zu Thaten führte — denn ging's zum Kampf, durst' ich nur ihrer gedenken und den gläsernen Hochseligen schauen, um mich zum Helden zu begeistern.

Binnen acht Jahren schon war ich Hauptmann mit der bedungenen Compagnie und eben als ich mit der Nachricht davon — der Abrede gemäß — den halben Hochseligen Elisen senden will, erscheint die andere Hälfte mit einem Briefchen der Tante, des Inhalts: daß Elise die gehoffte Erbschaft gethan und bereit sey, Wort zu halten als ehrliche Jungfrau! —

Was ich nun gedacht — gefühlt — gethan — wie schnell der Halsbruch des Hochseligen den goldenen Ring erhielt — und zwei dito für Elisen und mich bestellt wurden, darf ich nicht erst bemerken. Kurz wir wurden ein glückliches Paar, sind es geblieben unter allen Stürmen des Lebens und verdanken dieß nur dem gläsernen Hochseligen.

Damit umarmte der General seine Gemahlin, holte, während Alles, durch die Erzählung erquickt, Freude und Dank dafür bezeugte, den mit goldenem Reif umlegten Becher, ließ ihn zur Ansicht herumgehen, füllte ihn dann mit Champagner, brachte ihn seiner Gemahlin und rief:

Auch die Todten sollen leben! — der erste Toast der seligen Madam, die den Becher zum Präsidenten ihres Glaschrankes erhob — und für die zerbrochene Scheibe darin eine neue nicht einzuziehen ließ. Ihre Beachtung des erstern und Vernachlässigung des letztern macht uns heute zum glücklichen Jubelpaar!

Tusch, Gläserklang und Glückwunsch rund um die Tafel, nur Seiten des geistlichen Departements gemischt mit unbegrenzter Verlegenheit und unheimlicher Laune.

Der zweite Toast — dem seligen Legationrath, meinem weiland hochverehrten Onkel, der seinen Becher so gut verwahrte, daß ich ihn an die Stelle des zergläsernten setzen konnte. Im Glauben an die verfluchten Mäuse, die ihm den Hochseligen zertrümmert, ist er gestorben — besser, als wenn er sich über den Dieb zu Tode geärgert hätte. Er ruhe in Frieden! — Jenseit will ich die kleine Spitzbüberei ihm abbitten.

Tusch, Gläserklang und allgemeines Gelächter.

Der dritte Toast endlich den Erben der seligen Madam, die um den Hochseligen sich zankten und dann die Geschichte mit dem Klirr! Klirr! als Geisterspuk fest geglaubt und männiglich erzählt; sie haben mir damit viel Spaß gemacht. Wußt ich, ob? und wo? noch welche davon lebten, sie hätten bei meinem goldenen Jubelfeste nicht fehlen dürfen —

„Fehlen auch nicht ganz!“ — damit trat der Pastor, wie der Sprecher im Parlament, auf die Rednerbühne, winkte seiner Frau, ein Gleiches zu thun und — hoar him! murmelt's, wie eine heimliche Quelle, um die Tafelrunde — am vernehmlichsten in den Ohren des Jubelpaares —

„Von sämtlichen Erben leben nur noch zwei. Excellenz halten zu Gnaden, daß sie, qua Erben des gläsernen Hochseligen ungebeten sich eingestellt — denn diese Zwei — sind wir!“ —

Solchen Geständnisses Wirkung an einer Tafelrunde, wo Jubelgold glänzte, Champagner perlte und frohe Laune präsidirte, geben Worte nicht wieder. Darum weg mit der Feder — zufrieden, wenn die Leser der Abendzeitung nur hall so laut, als einst die Gäste Sr. Excellenz rufen:

Es lebe der gläserne Hochselige!!!

Richard Noos.

Künstliche Locken vor mehr als 2500 Jahren.

Dem Mangel an natürlichen Haaren hat man schon in den frühesten Zeiten durch die künstlichen abzuhelpen gesucht. Schon Jesaias, 3, 17 — 24. erfert deshalb zum Theil bitter spottend über die Jüdinnen. „Es wird der Herr den Scheitel der Töchter Zions kah! machen!“ ruft er Vers 17 aus; und im 24ten Verse droht er, daß „eine Glage für ein kraus Haar“ kommen soll, oder statt „der gedrechelten Locken“ da seyn werde, wie es Gesenius übersetzt hat. Nun könnte man freilich denken, daß die eiteln Israelitinnen ihr natürliches Haar verlieren sollten. Allein der Zusammenhang lehrt das Gegentheil. Es ist nämlich in den citirten Versen von lauter Produkten der Mode die Rede, welche der Herr ihnen wegnehmen wird. Er soll ihnen, droht der Prophet, wie Gesenius übersetzt, den man mit Luther vergleichen mag, den Schmuck der Fußspangen und die Neze und die kleinen Monde, die Ohrgehänge und die Kettchen und die Schleier, die Kopfbänder und die Fußkettchen und die Gürtel und die Niechflaschen und Amulette, die Fingerringe und die Nasenringe, die Feierkleider und die Röcke und die Mäntel und die Taschen, die Spiegel und die Hemden und die Turbans und die Florennehmen. Es soll Moder statt eines Wohlgeruches, ein Strick statt eines Gürtels, und eine Glage statt der gedrechelten Locken dienen müssen. Die Stelle ist merkwürdig. Einmal als Beleg für den damals in Jerusalem herrschenden phönizisch-jüdischen Luxus und dann, weil sie zeigt, wie uralt manche Moden sind.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz: Nachrichten.

Aus Wien.

(Fortsetzung.)

Wahr ist es, daß körperliche Schwäche und Kränklichkeit Hrn. Devrient manchmal hindern, sein ungeheures Talent in seiner ganzen Kraft zu zeigen, welches diejenigen noch besser bemerken mögen, welche ihn früher zu sehen Gelegenheit hatten, allein es ist demungeachtet noch so viel Herrliches da, daß seine Leistungen bezaubern, entzücken. Wollen Sie wissen, welche Darstellungen unter allen vollkommenen die vollkommensten waren, so nenn' ich Ihnen die beiden Juden, Shylock und Shewar, den armen Poeten und den Rechenmeister Grubler. Sie werden sich wohl nicht wundern, wenn ich Ihnen in Folge dessen erzähle, daß das Haus bei jedesmaligem Auftreten des werthen Gastes übervoll war, daß sich die Theaterfreunde drängten, nicht um nur eine oder die andere seiner Rollen, sondern alle, den ganzen Encyclopädie mit anzusehen, daß man den Meister oft zwei-, dreimal, in der Rolle des Shewar sogar nach jeder Scene hervorrief, und daß sich endlich auch unsere Hofchauspieler bemühten, neben einem so großen Künstler würdig da zu stehen. Dem Vernehmen nach wird Hr. Devrient in allem 24 Rollen geben.

Von neuen Stücken erschienen auf dieser Bühne zwei Kleinigkeiten: „Albrecht Dürer in Venedig“, von Schenk, und „Karl der Zweite, oder das Labyrinth zu Woodstock“, nach A. Duval von Robert. Das erste ist ein würdiges Künstlergemälde, welches allgemeinen Beifall erhielt, das zweite gefiel nicht sehr, obgleich die Schauspieler es an Fleiß nicht fehlen ließen. Hierauf folgte wieder eine Kleinigkeit von Töpfer: „Nehmt ein Exempel daran“, worin der artige Hauptgedanke, zu mehreren komischen Situationen Anlaß gebend, sich eines allgemeinen Beifalles erfreute. Mad. Anshütz spielt die Rolle der Frau auch allerliebste. — Hiernach kam ein Lustspiel in 3 Akten nach Mazeret vom Grafen Mailath bearbeitet: „Der junge Ehemann“, an die Reihe. Die Inconvenienzen, welche die Verbindung zwischen einem jungen Manne mit einer ältern Frau nach sich zieht, sind das gut ausgeführte Thema dieses Lustspieles, welches bei der vortreflichen Besetzung der Hauptrollen durch Mad. Schröder und Herrn Fichtner auch sehr wirksam hervor tritt. Mit Vergnügen sehen wir unsere tragische Muse, Mad. Schröder, sich auch im feineren Lustspiele mit Glück bewegen, und Hrn. Fichtner müssen wir das Zeugniß eines talentvollen und zugleich fleißigen jungen Mannes unterschreiben. Besonders hat er in der Rolle dieses jungen Ehemannes und mit ihm auch das Lustspiel selbst gefallen. — Bald nachher sahen wir auch ein neues Trauerspiel nach dem Englischen des Thompson von dem würdigen Vorstand der Hofbühne, Herrn Hofrath von Mosel, bearbeitet. Er nannte es: *Bianka und Enrico*. Wir müssen diesem Trauerspiele vor allem eine gediegene und kräftige Sprache nachrühmen; man sieht der Arbeit Fleiß und Kenntniß an. Herr Löwe als Enrico hat mit Recht den meisten Beifall davongetragen. Nach ihm zeichnete sich Ull. Müller als *Bianka* aus. Sollte das Stück auch bei Wiederholungen vielleicht nicht die Menge ziehen, welche den Flitter liebt, so wird dessen Aufführung doch stets eine würdige Leistung unserer Hofbühne seyn.

Ein großes Plakat verkündet uns, daß das Hof-Operntheater unter der Verwaltung des Grafen von Gallenberg im Laufe des Decembers wieder eröffnet

werden wird. Man verspricht für's Erste nur deutsche Oper und Ballet, und der Himmel erhalte die Verwaltung bei dieser Grundsatz, denn wollte sie sich vielleicht durch große Anerbietungen großer Freunde der italienischen Singekunst wieder dazu verleiten lassen, Opern in italienischer Sprache zu geben, so verdirbt sie sich auf einer Seite ihre deutsche Oper wieder selbst, wie das bereits die Erfahrung gelehrt hat; die bessern Mitglieder reisen wieder in's Ausland, mit den Wälschen geht's auch in die Länge nicht, diese Bühne muß neuerdings gesperrt werden und das große Wien hat wieder keine Oper. Möchte das Publikum doch anfänglich hübsch nachsichtig und leicht zu befriedigen seyn, durch Ungenügsamkeit verdirbt es sich selbst sein Vergnügen, und das — was es sich wirklich schon zwei- bis dreimal selbst verdorben hat, ist nicht mit einemmal in's Werk zu stellen. Gut Ding will Weile haben. Hr. Joseph Ritter v. Seyfried ist als Director bei dieser Bühne angestellt, und macht gegenwärtig eben eine Reise, um tüchtige Subiecte zu engagiren. Von seinen Kenntnissen sowohl als von seiner Liebe zum Guten läßt sich Vortheilhaftes hoffen. Als erste Sängerin erwartet man bereits die vortheilhaft bekannte Schweizerin, Dem. Hartmeyer. Die Oper *Oberon* soll den Anfang machen. Viel Glück dem vaterländischen Institute!

Das Theater an der Wien gab ein Spektakelstück, von seiner Schauspielerin Mad. Birch-Pfeiffer verfaßt: *Hermia, oder die Söhne der Rache*. Der böhmische Mägdekrieg von van der Velde liegt diesem Schauspiel zum Grunde, aber es spielt in einem andern Lande und in einer andern Zeit. Einzüge, Märsche, Gefechte, ein Tanz, reitende Amazonen und auch eine aufstiegender Seele machen das Geschmeide eines sonst wirklich nicht übel geführten und geschriebenen Stückes aus. Allein war das alles dem Publikum doch noch zu wenig, oder war ihm die eigentliche Essenz zu gut (dies kann wohl auch der Fall seyn, denn viel schlechtere Stücke haben schon viel mehr getragen), es wollte doch nicht recht ansprechen. Freilich kann man von manchen Schauspielern sagen, daß sie ihren Platz nicht ganz ausfüllten, aber man war ja sonst leicht mit Schreien zufrieden. Es läßt sich überhaupt bei dieser Bühne nicht leicht ein Grund angeben, warum etwas gefällt oder mißfällt. — Nach diesem Schauspiel versuchte man es mit einer Oper, die der Kapellmeister Hr. Müller zu seinem Benefiz componirt hatte und gab. Der Inhalt dieser Oper, *Seraphine* genannt, ist Scene für Scene derselbe mit Kozebue's Schauspiel „*Benjowsky*“, nur geht die Handlung in Schweden vor, und jede Scene und jede Rolle ist schlechter als im Original. Die Musik ist zuckersüß und verdirbt dadurch in der Länge den Magen. Melodien und nichts als Melodien ekeln am Ende an. Mehrere Musikstücke zeigen wohl, daß er auch Besseres zu leisten im Stande wäre, aber es scheint, er wolle nicht. Mit einer Reprise war die gute *Seraphine* verloren.

Hierauf erschien auf dieser Bühne der Tausendkünstler *Bosco*, für den die Fama und ihre Jünger, die Journalisten in Berlin und Prag schon aus allen Backen geblasen hatten. Selbst bei doppelten Preisen war bei seiner ersten Vorstellung, welche er „das Publikum in Verlegenheit“ nannte, das Haus zum Erdrücken voll, und das war ganz natürlich, da man das Unglaublichste unter dem Publikum ausgeschrien hatte.

(Der Beschluß folgt.)